

Änne Ostermann

Empathie und prosoziales Verhalten in einer Ellenbogengesellschaft?

HSFK-STANDPUNKTE 4/2000

Wer ein Menschenleben rettet, rettet die ganze Welt

Talmud

In Köln wurde vor einigen Jahren ein junger Mann in der Nacht vom 1. zum 2. Januar ausgeraubt und entkleidet an einen Baum gefesselt. Dem Opfer gelang es, sich zu befreien und mit gefesselten Händen und Füßen zur etwa 100m entfernten Landstraße zu hüpfen. Mehrere Autofahrer kamen an dem hilferufenden Nackten vorbei, ohne anzuhalten und zu helfen. Einer dieser Autofahrer wurde wegen unterlassener Hilfeleistung in erster Instanz verurteilt, aber in zweiter Instanz freigesprochen, da er die Sache "für einen verspäteten Neujahrsscherz" gehalten hatte.

Ebenfalls in Köln wurde auf der Hohen Straße eine 18jährige Türkin, die vor einem Verkaufsstand in einer Warteschlange stand, von einem Skinhead geschlagen, getreten und mit einem Rucksack auf den Kopf geschlagen. Keiner der Umstehenden griff ein, bis schließlich ein älterer Mann den Skinhead abdrängte. Die Türkin mußte ins Krankenhaus eingeliefert werden. Der Skinhead entkam unerkant; von den Zeugen des Hergangs meldete sich niemand. Zahlreiche Leserbriefe in den Tageszeitungen zeigten Betroffenheit, Angst, Wut und Ratlosigkeit.

Sind diese Fälle für die Brutalisierung unserer Gesellschaft typisch? Viele Menschen beklagen die Zunahme der Gewalt, das Schwinden der Rücksichtnahme und die mangelnde Aufmerksamkeit für den Mitmenschen. Entwickelt sich eine "Gesellschaft der Egoisten", die nur noch als Durchsetzung und Tausch von Interessen funktioniert? Die empirischen Daten sind widersprüchlich. Es kann aber keinen Zweifel darüber geben, daß die sozialen Tugenden einen Index für die Friedensfähigkeit einer Gesellschaft darstellen.

Es soll hier versucht werden, einen Überblick über den Stand der Altruismus-Forschung und die Möglichkeiten einer Erziehung zur Empathie und Hilfsbereitschaft zu geben. Die Wissenschaft hat sich erst in den letzten Jahrzehnten verstärkt mit diesem Problembereich beschäftigt. Die prosozialen Handlungsmotive gerieten in den 60er Jahren, zunächst in den USA, in das Blickfeld der Forschung. Eine Auslöserfunktion hatte der inzwischen berühmte Fall der Kitty Genovese. Sie wurde 1964 am helllichten Tage von einem psychopathischen Triebtäter auf einem Parkplatz in New York City in der Anwesenheit von mindestens 38 Zeugen ermordet. Die Tat erregte großes Aufsehen und wurde bis in alle Einzelheiten rekonstruiert. Kitty hatte ihr Auto abgestellt, als ihr Mörder über sie herfiel. Die zahlreichen Zeugen waren, wie die Berichte zeigten, nicht unaufmerksam, desinteressiert oder apathisch, sondern sie verfolgten das Geschehen voller Interesse. Der Täter attackierte sein Opfer mehrfach, bis schließlich jeder Rettungsversuch zu spät kam. Erst über eine halbe Stunde später wurde die Polizei alarmiert. Der gefaßte Täter erklärte bei der Vernehmung, er sei davon überzeugt gewesen, daß sich mögliche Beobachter nicht um den Vorfall kümmern würden. Eine zutreffende Auffassung!

An den Fall der Kitty Genovese schließen sich eine Reihe von Fragen: Warum taten die Zeugen nicht das Naheliegende, griffen ein und benachrichtigten die Polizei? Hatten sie kein Mitgefühl mit dem Leiden des Opfers? Unter welchen Voraussetzungen sind Menschen bereit, sich prosozial zu verhalten? Hängt die Bereitschaft zu helfen von charakterlichen Eigenschaften der beteiligten Menschen oder von den Umständen der Situation ab? Wie kann man prosoziales Verhalten fördern? Kann die Erziehung - im Elternhaus, in der Schule - etwas dazu beitragen? Die Wissenschaft hat unter den Stichwörtern "prosoziales Verhalten" und "Altruismus" umfangreiches empirisches Material gesammelt.

Was bedeutet "prosoziales" Verhalten?

Die Benennung des Sachverhalts, um den es hier geht, bereitet Schwierigkeiten. Es stehen eine ganze Reihe von Begriffen zur Wahl: hilfreiches Verhalten, Altruismus, moralisches Verhalten, empathisches Verhalten. Im Jahre 1967 regten zwei amerikanische Forscherteams unabhängig voneinander an, das, worum es geht, "prosoziales Verhalten" zu nennen. Dieser Vorschlag setzte sich durch, denn dieser Begriff ist weit genug, alle Formen hilfreichen Verhaltens zu umfassen. Der Forschungsbereich selber hat sich unter dem Namen "Altruismusforschung" etabliert.

Eine Lexikondeinition von Altruismus lautet: "aus eigenem Antrieb die Interessen anderer wie eigene Interessen zu verfolgen" (Meyers Enzyklopädisches Lexikon 1971). Auguste Comte nennt "vivre pour autrui" ein dem Egoismus überlegenes Gesellschaftsprinzip. Es geht also beim Altruismus darum, sich die Interessen und Bedürfnisse des anderen zu eigen zu machen, den Egoismus um des anderen Willen zurückzustellen. Unabdingbar ist, daß es sich bei hilfreichem Verhalten um ein intentionales Verhalten handelt. Der Helfer muß dem anderen helfen wollen. Handlungen, die zufällig positive Folgen für einen anderen haben, fallen nicht unter den Begriff. Einsichtig ist auch die Formulierung: "die Interessen anderer wie eigene Interessen" zu verfolgen. Es handelt sich dabei um eine Variante der "Goldenen Regel", die lautet: "Alles, was ihr wollt, daß euch die Leute tun, das tut ihnen auch". Der Erfolg einer altruistischen Handlung kann dagegen nicht in die Definition aufgenommen werden. Prosoziale Handlungen können mißlingen.

Die Kosten prosozialen Verhaltens können hoch sein. So ist es möglich, daß der Retter selber Schaden an Leib und Leben nimmt. Es kann niemandem ein Vorwurf daraus gemacht werden, wenn er diese Kosten abwägt. So wäre es wenig ratsam, wenn ein einzelner versuchen würde, sich mit einem halben Dutzend mit Schlagstöcken und Messern bewaffneten Jugendlichen anzulegen, um deren Opfer zu helfen. Er muß sich dann andere Strategien der Hilfe überlegen.

Schwierig ist die Frage zu entscheiden, wie ein möglicher Gewinn oder eine Gratifikation zu bewerten ist. Der Gewinn einer guten Tat kann vielfältig sein: Er kann reichen von der Erwartung der Reziprozität ("Wenn ich in eine solche Situation komme, möchte ich auch, daß mir geholfen wird.") bis zu öffentlichen Ehrungen, etwa der Verleihung einer Medaille. So etwas geschieht aber in der Regel nur bei spektakulären Fällen. In der großen Zahl der alltäglichen Hilfeleistungen spielt der "Lohn der guten Tat" keine Rolle, wenn man von dem guten Gewissen absieht, das sie vermittelt. Wenn ich einem gebrechlichen alten Mann über die Straße helfe, wenn ich einem Behinderten beistehe, in sein Auto einzusteigen, dann kann ich weder mit Reziprozität rechnen noch eine Belohnung erwarten.

Man kann darüber streiten, ob altruistisches Handeln voraussetzt, daß derjenige, dem ich helfe, ein Fremder ist. Kant hat beispielsweise rigoros die Auffassung vertreten, daß eine gute Tat keine moralische Handlung sei, wenn ich sie meinem Freunde erweise - was dann den heftigen Widerspruch Schillers hervorrief.

Eine wichtige Frage (auf die ich noch ausführlich eingehen werde) ist, welche Rolle Empathie, also die Fähigkeit, sich in einen anderen einfühlen zu können, bei der Hilfeleistung spielt. Dabei müssen die beiden Motivationsformen für prosoziales Handeln diskutiert werden: Einmal kann ich Hilfe leisten aufgrund der (gesellschaftlichen) Normen meines Gewissens: Gerät ein Mensch in Not, so hat man zu helfen; oder handle ich aus dem Gefühl des Mitleidens, der Einfühlung in die Not und das Leiden des anderen. Man könnte die erste Motivation zu prosozialem Handeln kognitiv-formal, die zweite emotional-inhaltlich nennen.

Was ist das Motiv für prosoziales Handeln? Weshalb bringen Menschen den Mut für eine hilfreiche Tat auf, die oft mit großen Kosten verbunden ist? So riskiert derjenige, der einen Menschen vor dem Ertrinken retten will, sein Leben. Aber auch bei unspektakulären, kleinen Hilfsaktionen des Alltags entstehen Kosten: der Zeitaufwand, Scherereien mit der Polizei oder die Notwendigkeit, vor Gericht als Zeuge erscheinen zu müssen.

Das Ausmaß des prosozialen Handelns wird in der Regel in der öffentlichen Diskussion unterschätzt. Es ist keineswegs so, wie Medienberichte nahelegen, daß nicht geholfen wird und die Menschen wegsehen, die Rolläden herunterlassen, wenn ein Mensch in Not gerät und Hilfe braucht. Empirische Untersuchungen zeigen, daß dies keineswegs generell zutrifft.

- Der Hessische Rundfunk machte folgendes Experiment: Einige junge Leute pöbelten in der Frankfurter U-Bahn einen Schwarzen an. Eine verdeckte Kamera filmte die Reaktion der Fahrgäste. In der Mehrzahl der Fälle griffen die Anwesenden ein.
- Ein Forscherteam der Freien Universität Berlin ließ Studenten in der Berliner U-Bahn Gespräche mit ausländerfeindlichen Parolen führen. Die Hypothese lautete, daß die Fahrgäste in die Gespräche einstimmen würden. Dies geschah jedoch nicht; im Gegenteil: In der Mehrzahl der Fälle wurden die Studenten von Fahrgästen zurechtgewiesen.

- In der New Yorker U-Bahn wurden Unfälle simuliert, wobei sich das "Opfer" auf den Boden fallen ließ und mit geschlossenen Augen liegen blieb. In 73% der Fälle wurde Hilfe geleistet.

Unter welchen Bedingungen wird Hilfe geleistet?

Es stellt sich nun die Frage, unter welchen Bedingungen Hilfe geleistet wird. Dazu gibt es - vor allem in den USA - eine große Zahl von empirischen Untersuchungen. Vier Gruppen von Einflußfaktoren lassen sich feststellen, die hilfreiches Verhalten begünstigen oder behindern.

Modellhandeln: Damit ist gemeint, daß Menschen dazu neigen, einem "guten Vorbild" zu folgen. Wird eine Gruppe von Menschen mit der Not eines anderen konfrontiert, dann ist die Chance groß, daß die meisten Zeugen helfen, wenn einer der Gruppe die Initiative ergreift. Die Hilfsaktion von Karlheinz Böhm für Äthiopien ist ein solches Beispiel für die Wirkung eines Modells. Karlheinz Böhm konnte in wenigen Tagen Spenden von über einer Million Mark einwerben, als er selber seine Schauspielhonorare spendete und versprach, die Leitung der Hilfsaktion zu übernehmen.

Normatives Handeln: In den westlichen Demokratien wird die Norm, in Not geratenen Menschen zu helfen, moralisch hoch bewertet. Gerade die scharfe öffentliche Kritik an dem Ausbleiben von hilfreichem Verhalten macht den hohen moralischen Wert deutlich, der in unserer Gesellschaft prosozialem Verhalten beigemessen wird. Die Norm der sozialen Verantwortung schreibt vor, dem zu helfen, der in einer schlechteren Position ist als man selbst. Obwohl - insbesondere von konservativer Seite - über den Zerfall der gesellschaftlichen Normen und Werte geklagt wird, ist die Norm des hilfreichen Verhaltens noch immer weit verbreitet.

Situative Bedingungen: Unterschiede in den Rahmenbedingungen führen oft zu überraschend großen Unterschieden in der Bereitschaft der Hilfeleistung. Selbst so banale Randbedingungen wie Lärm vermindern die Hilfsbereitschaft. Von großer Bedeutung ist die Zahl der Anwesenden bei einem hilfeheischenden Ereignis. Sind viele Menschen anwesend, so kann der einzelne denken: Warum soll gerade ich helfen? oder: Vielleicht ist unter den Anwesenden jemand, der besser helfen kann als ich (etwa ein Arzt). Einzelne Anwesende helfen zuverlässiger und schneller als eine Gruppe von Menschen. Bei zahlreichen Zuschauern setzt so etwas ein wie "Verantwortungsdiffusion".

Emotionale Faktoren: Von großer Bedeutung ist die emotionale Befindlichkeit dessen, der sich zur Hilfeleistung aufgerufen fühlt. Ist ein Mensch im Stress, Zeitdruck oder fühlt er sich schlecht, so ist er weniger zur Hilfeleistung geneigt, als wenn er in einer guten Verfassung ist, Zeit hat und sich wohlfühlt.

Gibt es "gute, hilfreiche" Menschen?

Über die Frage, ob es Persönlichkeitseigenschaften sind, die Menschen dazu veranlassen zu helfen, oder ob die situativen Bedingungen darüber entscheiden, ist viel gestritten worden. Bis zur Mitte der 60er Jahre war man überwiegend der Meinung, daß es die Persönlichkeitseigenschaften sind, die den Ausschlag geben, ob ein Mensch hilft. Man ging davon aus, daß es den "hilfreichen" Menschen gibt, der in einem Notfall handelt. Es entspricht ja auch unserer Alltagserfahrung, daß bei gleicher oder annähernd gleicher Situation der eine Mensch hilft, der andere aber nicht.

Wie steht es dagegen mit den situativen Bedingungen? Seit Mitte der 60er Jahre wurden vor allem die externen Faktoren diskutiert. Dies mag zusammenhängen mit dem "Zeitgeist" der 60er und 70er Jahre, also der Entstehungszeit der Studenten-, Civil Rights-, Friedens- und Frauenbewegung. Die Ergebnisse der empirischen Forschungen dieser Jahre zeigten die hohe Bedeutung der situativen Faktoren, so daß Forscher sich zu der Formulierung hinreißen ließen: "It's not who you are, but where you are." Die Frage der Anlagen des Menschen wurde dagegen kaum diskutiert.

Auch der Erziehungsgedanke trat in dieser Zeit immer stärker in den Vordergrund des Interesses. Hilfreiches Verhalten wurde als Folge der Erziehung der Kinder durch Eltern und Schule gesehen. Es

wurde die Auffassung vertreten, daß Kinder nur dann altruistisches Verhalten zu zeigen vermögen, wenn sie zuvor gelernt haben, die Gefühle anderer empathisch oder stellvertretend zu erfahren.

Ist prosoziales Verhalten angeboren?

In den 70er Jahren wurde die Frage nach den Motiven menschlichen Verhaltens häufig in der Alternative genetische versus gesellschaftliche Faktoren diskutiert. Dies greift insofern zu kurz, als beim Menschen immer genetische und gesellschaftliche Faktoren miteinander verwoben sind. Die Kultur beeinflusst die gegebenen biologischen Faktoren, formt sie, verändert sie, unterdrückt oder fördert sie. Umgekehrt ist nicht zu bestreiten, daß es auch für den Menschen als Teil der Evolution des Lebens natürliche Vorgaben gibt, die nicht außer acht gelassen werden dürfen, wie dies häufig in den 70er Jahren geschah.

Das Problem, ob die Evolution des Lebendigen nicht zwangsläufig zu egoistischen Verhaltensformen führt, beschäftigt die Biologie seit Darwin. Nach der Logik der Genetik, so schien es, dürfe es im Reich des Lebendigen nur Eigennutz geben. Jedes Lebewesen konkurriert mit seinen Artgenossen um knappe Ressourcen, und der Unterlegene hinterläßt notwendigerweise weniger Nachkommen als der Tauglichere. Der "Kampf ums Dasein", die fundamentale Logik der Evolution, schien altruistisches Verhalten auszuschließen.

Schon Peter Kropotkin, der russische Anarchist, hat Anfang des vorigen Jahrhunderts in seinem Buch "Gegenseitige Hilfe in der Tier- und Menschenwelt" (1902) gegen diese Auffassung protestiert. Er konnte an vielen Beispielen zeigen, daß in der Natur keineswegs ein ständiger blutiger Kampf aller gegen alle herrscht. Viele Lebewesen existieren friedlich nebeneinander, Elterntiere versorgen unter Hintanstellung ihrer Interessen ihre Jungen, gelegentlich opfern sich einzelne Tiere für die Gruppe. Was es eigentlich in der Natur nicht geben dürfte, gibt es tatsächlich: altruistisches oder doch quasi-altruistisches Verhalten.

Die ersten plausiblen Antworten auf die Frage, wie Altruismus biologisch möglich ist, wurden in den 60er und 70er Jahren des 20. Jahrhunderts gegeben. Die Soziobiologie unterscheidet - sowohl bei Tieren als auch bei Menschen - zwei Formen der Hilfeleistung: den Verwandten-Altruismus und den reziproken Altruismus. Die erste Form ist unmittelbar einsichtig: Verwandte helfen sich aufgrund der Verwandtschaftsbeziehungen. Die Übertragung von Ergebnissen der Tierverhaltensforschung auf den Menschen ist höchst problematisch, weil beim Menschen durch die kulturelle Überformung in menschlichen Gesellschaften andere Regeln gelten als in der Natur. Aber es ist doch bedenkenswert, daß in allen uns bekannten Gesellschaften mit absteigendem Verwandtschaftsgrad auch die Bereitschaft zur Hilfeleistung abnimmt. So können in der Regel entfernt verwandte Neffen und Nichten nicht die Hilfe und Unterstützung erwarten, die wir jederzeit den Mitgliedern der eigenen Familie, etwa unseren Kindern, gewähren. In modernen Gesellschaften scheint diese Form des Altruismus zurückzugehen, wenn man als Vergleich vormoderne, agrarische Gesellschaften heranzieht. Wie stark in diesen Gesellschaften die Form des Verwandten-Altruismus ist, können wir an den bei uns lebenden Türken sehen; sie kommen in der Regel aus agrarischen Gebieten Ostanatoliens. Aber auch in unserer individualisierten Gesellschaft gibt es noch diese Form des Altruismus. Sie ist freilich auf die Kernfamilie zusammengeschmolzen: Hilfe der Ehepartner untereinander und Hilfe für die Kinder.

Den reziproken Altruismus kann man sich am besten am Beispiel der Freundschaft verdeutlichen. Freunde helfen sich in der Weise, daß der eine dem anderen hilft und dabei unterstellt, daß der andere auch ihm helfen würde, wenn er in der gleichen Situation wäre. Dabei sind keine ökonomischen Tauschbeziehungen gemeint. Wenn jemand sich ökonomisch verhielte, so würde das eher die Entstehung einer Freundschaft verhindern. Mit Reziprozität ist nicht gemeint, daß ein Freundschaftsdienst sofort ausgeglichen werden müßte. Der reziproke Altruismus ist eher ein Wechsel auf die Zukunft. Reziproker Altruismus bedeutet also, daß auf Dauer ein ausgeglichenes Verhältnis zwischen Geben und Nehmen besteht. Wenn dagegen immer nur der eine hilft, der andere aber nicht, dann zerbricht in der Regel die Beziehung. Derjenige, der hilft, empfindet sich dann als ausgebeutet.

Die Verhaltensforschung macht deutlich, daß es sich bei prosozialem Verhalten Fremden gegenüber um eine spezifisch menschliche Verhaltensweise handelt, die zu den kulturellen Errungenschaften des

Menschen zählt. Wie entstehen aber solche Eigenschaften? Wann setzen sie sich in einer Gesellschaft durch?

Dieses Problem greifen die Theorien einer sozialen Selektion menschlichen Verhaltens auf. Damit ist gemeint, daß sich ein Verhalten dann in einer Gesellschaft durchsetzt, wenn es belohnt und davon abweichendes Verhalten bestraft wird.

Daraus folgt die Frage: Welche Verhaltensweisen werden in unserer Gesellschaft prämiert? Die egoistischen oder die altruistischen? Offensichtlich handelt es sich dabei um keine Alternativfrage. In unseren modernen Industriegesellschaften sind zwei antagonistische Entwicklungsstränge gleichzeitig wirksam. Ein Trend der Entzivilisierung, der Brutalisierung und des Anwachsens der Gewalt und eine entgegengesetzte Entwicklungslinie der Zivilisierung, der Sensibilisierung für Gewalt und das Anwachsen der sozialen Verantwortung. Da die Forschung in der Regel monokausal vorgeht und nur eine der beiden Entwicklungslinien in den Blick nimmt, gibt es keine Aussagen zu dem Verhältnis beider Entwicklungen zueinander und ihren Wechselwirkungen. Auch zu der Frage, wie im Handeln einer Person beide Motive wirksam sein können, gibt es noch keine empirischen Untersuchungen. Solche Untersuchungen wären aber notwendig, um pädagogische Strategien zu entwickeln zur Förderung der einen Tendenz und Zurückdrängung der anderen.

Die Vertreter der These, daß unsere Gesellschaft eine Ellenbogengesellschaft sei, werden sagen: Die egoistischen Verhaltensweisen werden in unserer Gesellschaft begünstigt. Zweifellos gelten egoistische Verhaltensweisen in einer Single-Gesellschaft, die im Zeichen des Neoliberalismus weite Bereiche des gesellschaftlichen Lebens dem "freien Spiel des Marktes", also der Konkurrenz überläßt, als angemessen. Wettbewerbsorientierung begünstigt in der Regel den Egoismus. Es werden dann "Nullsummenspiele" gespielt, d.h. Spiele, bei denen der Gewinn des einen immer zu Lasten des oder der anderen geht. Dies scheint auf den ersten Blick logisch zu sein. Die Auffassung: "Man muß zuerst an sich selber denken" oder: "Wer Rücksicht auf die anderen nimmt, ist zuletzt der Dumme" beherrscht ja auch die Stammtische. Aber bei genaueren Analysen (wie sie etwa die Spieltheorie vorgenommen hat) zeigt sich, daß in vielen Fällen rein egoistische Strategien im Wettbewerb nicht die günstigsten sind. Als die erfolgreichsten Strategien haben sich vielmehr diejenigen herausgestellt, die konfrontatives, egoistisches Verhalten mit kooperativem Verhalten zu verbinden verstehen, also "gemischte Strategien", wie sie die Ethologie in der Evolution - allerdings in einem anderen Sinn - ausgemacht hat.

Wir finden in unserer Gesellschaft beide Verhaltensweisen: den brutalen Egoismus, der sich kalt über die Interessen anderer hinwegsetzt, und altruistisches Verhalten, das bis zur Selbstaufopferung gehen kann. Offensichtlich werden auch beide Verhaltensweisen in unserer Gesellschaft prämiert und verstärkt: die egoistischen durch einen raschen, aber vielleicht nicht dauerhaften Erfolg, die prosozialen durch gesellschaftliche Anerkennung und langfristigen Erfolg.

Die Wertschätzung altruistischer Tugenden scheint sich in den letzten Jahrzehnten in unserer Gesellschaft noch erhöht zu haben. Nie war das Spendenaufkommen für altruistische Zwecke so hoch wie heute. Man könnte einwenden, daß viele Menschen Geld spenden, anstatt konkret zu helfen, um sich ein gutes Gewissen zu verschaffen. Aber auch die Zahl der Menschen, die sich persönlich einsetzen und helfen, wächst. Nie gab es eine so große Zahl von Gruppen, Organisationen, Vereinen, Bürgerinitiativen, die sich für Schwache und Benachteiligte (Arme, Obdachlose, Asylbewerber, Behinderte usw.) in unserer Gesellschaft und weltweit einsetzen. So schreibt die Zeit vom 16. März 2000: "Fast 50 000 Selbsthilfegruppen in Deutschland unterstützen Bedürftige. Bürger gründen Krankenpflegevereine, bauen Selbsthilfenetze für Senioren auf, organisieren Sterbebegleitung, richten Tauschbörsen oder Armenküchen ein: Während der Sozialstaat unter seinen Lasten ächzt, wächst der Gemeinsinn. Jugendforscher von BAT und Shell beobachten die Entstehung einer Kultur der Gegenseitigkeit... Es wächst die Zahl freiwilliger Helfer, besonders in den kleinen Initiativen... Zwischen Helfern und Hilfsbedürftigen wird nicht strikt unterschieden... So entsteht aus Gegenseitigkeit ein Füreinander, soziales Lernen voneinander." Gleichzeitig aber haben sich auch die asozialen Verhaltensweisen verstärkt: die Brutalisierung des Alltags, der Anstieg der Gewalt in den zwischenmenschlichen Beziehungen - man denke nur an die hohe Zahl der ausländerfeindlichen Gewalttaten.

Wie passen die beiden Entwicklungsstränge zusammen? Ich glaube, wie bereits angedeutet, daß wir davon ausgehen müssen, daß es beide Tendenzen gibt. Dies fällt uns schwer. Es gehört offensichtlich zu unseren tiefverwurzelten Denkgesetzen, daß wir die Komplexität der Realität auf ein entweder/oder

reduzieren wollen. Dies beantwortet unsere Eingangsfrage: Einerseits gibt es eine zunehmende Rücksichtslosigkeit, die egoistische Durchsetzung der eigenen Interessen, andererseits ist aber auch eine empirisch belegbare Gegenbewegung zu konstatieren, die eine höhere Sensibilität für den anderen einfordert und Hilfsbereitschaft und positives Verhalten wachsen läßt. Diese Kräfte gilt es zu stärken.

Die Bereitschaft zu helfen

Der Überblick über die empirischen Untersuchungen zum prosozialem Handeln hat gezeigt, daß eine ganze Reihe von Bedingungen erfüllt sein müssen, damit Menschen anderen helfen oder in Notlagen beistehen.

Vor allem zwei Aspekte sind wichtig:

- die Fähigkeit zur *Empathie*, also sich in einen anderen hineinversetzen zu können;
- die Bereitschaft zum *prosozialem Handeln*, also aktiv einzugreifen, wenn andere Menschen in Not sind.

Empathie und hilfreiches Verhalten meinen nicht das gleiche, aber sie hängen zusammen. Empathie ist eine Voraussetzung für hilfreiches Verhalten. Nur wer fähig und bereit ist, sich in die Situation des anderen einzufühlen, der hat möglicherweise den Impuls zu helfen. Empathie ist also die motivationale Basis der Hilfsbereitschaft. Unter Empathie könnte man die Einfühlung in einen anderen, das Teilen seiner Gefühle, etwa seiner Ängste, verstehen. Empathie hat drei Aspekte.

- die Fähigkeit, die Gefühle eines anderen zu verstehen;
- die Fähigkeit, die Perspektive und Rolle einer anderen Person zu übernehmen;
- die Bereitschaft, auf diese Situation des anderen emotional zu reagieren.

Empathie hat also sowohl kognitive wie affektive Komponenten. Eine der kognitiven Fähigkeiten ist es, die Perspektive und die Rolle eines anderen übernehmen zu können; eher affektiv ist die Fähigkeit, auf die wahrgenommene Situation des anderen emotional reagieren zu können. Die Voraussetzung für Empathie ist Sensibilität für den anderen. Alles, was die Zuwendung zum anderen, die Aufmerksamkeit für seine Wünsche und Bedürfnisse, Ängste und Freuden bewirkt, fördert die Empathie.

Beides - Empathie und hilfreiches Verhalten - ist durch erzieherisches Handeln zu beeinflussen. Die genetische Disposition zum Verwandtenaltruismus begünstigt die Möglichkeit, junge Menschen zur Empathie und zu prosozialem Handeln hinzuführen. Diese gegebene Disposition kann verstärkt, ausgeweitet und verallgemeinert werden.

Es ist bemerkenswert, daß viele Idealvorstellungen einer friedlichen Gesellschaft von dem Modell der Verallgemeinerung der Verwandtenliebe und -hilfe ausgehen. Als Vorbild wird in der Regel die Geschwisterliebe gewählt. So spricht das Christentum von "Brüdern und Schwestern in Christo". Aber auch aufklärerische Utopien knüpfen an die Vorstellung an, daß Geschwister zu wechselseitiger Liebe und Hilfe verpflichtet seien (was natürlich in der Realität nicht immer zutrifft) und daß dieses geschwisterliche Verhältnis auf die ganze Menschheit ausgedehnt werden solle. Es sei nur an Schillers Sätze erinnert, die Beethoven im Schlußchor der Neunten Sinfonie verwendet: "Freude, schöner Götterfunke, Tochter aus Elysium ... alle Menschen werden Brüder..."

Die Entwicklung prosozialem Verhaltens

Die Fähigkeit, sich in den anderen hineinversetzen, seine Perspektive übernehmen zu können, setzt voraus, daß ich den anderen akzeptiere, ihn als mir ähnlich empfinde. Wenn ich den anderen als fremd und feindlich wahrnehme, so erschwert oder blockiert dies die Identifikation mit ihm. Deshalb fördert ein positives Bild vom Menschen und Vertrauen in andere Menschen empathische Einfühlung. Für Anna Freud sind Empathie und Sympathie der Ausdruck der dem Menschen innewohnenden Liebes-

fähigkeit. Die Empathie erhält ihre Energie aus dieser Liebesfähigkeit, die sich in Wohlwollen, Offenheit, Rücksichtnahme und verantwortungsbewußtem Handeln in bezug auf andere Menschen zeigt. Charakteristisch für die Liebesfähigkeit ist die Bereitschaft zur Selbstentäußerung und zur Überschreitung der Ichbezogenheit. Erich Fromm schreibt:

"Es gibt eine einzige Passion, welche das Bedürfnis eines Menschen nach Vereinigung mit der Welt befriedigt und zugleich das Erlebnis der Integrität und der Individualität verleiht, und das ist die *Liebe*. Liebe ist *Vereinigung* mit jemand oder mit etwas außerhalb des Ich *unter der Bedingung der Bewahrung der Einmaligkeit und Integrität des eigenen Selbst*. Sie ist das Erlebnis des Mit-Teilens, der Kommunion, das die volle Entfaltung der eigenen inneren Aktivität erlaubt....Liebe ist im Erlebnis der menschlichen Solidarität mit unseren Mitgeschöpfen...Liebe ist eine der Erscheinungsformen dessen, was ich die produktive Orientierung genannt habe: die aktive und schöpferische Beziehung des Menschen zu seinen Mitmenschen, zu sich selbst und zur Natur." (Erich Fromm, *Der moderne Mensch und seine Zukunft*. Frankfurt/Main, 5. Auflage 1971, S. 32 f.)

Diese Fähigkeit wird in der frühesten Kindheit, insbesondere in der Beziehung Mutter-Kind entwickelt. Die Beziehungsqualität der frühkindlichen Bindung an die Mutter hat entscheidende Auswirkungen auf das spätere mitmenschliche Verhalten des Kindes.

Günstige Entwicklungsbedingungen für prosoziale Motive können sein: liebende Fürsorge, Zuwendung, mütterliche Wärme, Beständigkeit, Verlässlichkeit, Konsequenz, das Eingehen auf die Wünsche und Bedürfnisse des Kindes, Geborgenheit, aber auch das Setzen von Grenzen, die das Kind zu mehr Unabhängigkeit aktivieren und damit die Voraussetzung für eine stabile Ichentwicklung bilden. Indem das Kind dies erlebt, kann es Urvertrauen und Selbstakzeptanz entwickeln, sich als eigenständige Persönlichkeit entfalten und fähig werden, aus dieser Beziehungserfahrung heraus auch anderen Menschen positiv zu begegnen.

Ziel sollte sein, dem Kind die Möglichkeit zu geben, ein *prosoziales Selbstkonzept* zu entwickeln. Dies heißt, daß das Kind sich versteht als jemand, der "anderen hilft" und das Vertrauen hat, daß ihm geholfen wird. Unter *Selbstkonzept* versteht man all die Eigenschaften, die ein Mensch sich selbst zuschreibt und die ihm von anderen Menschen zugeschrieben werden, also all die Eigenschaften, von denen ein Mensch glaubt, daß sie ihn auszeichnen und zu seinem Selbst gehören. Das Selbstkonzept entsteht in der Interaktion mit anderen Menschen, in der Kindheit vor allem mit den Eltern, aber auch der *peer group*. Zum Selbstkonzept gehören etwa globale Eigenschaftszuschreibungen, wie: Ich bin klug, schön, freundlich, aber auch komplexere Selbstzuschreibungen wie etwa: "Ich helfe anderen Menschen, wenn sie in Schwierigkeiten sind", oder: "Ich muß auf meinen Vorteil bedacht sein, sonst werde ich von anderen Menschen ausgenutzt". Es käme nun darauf an, in diesem Selbstkonzept die Eigenschaft *hilfsbereit* zu verankern.

Es liegt auf der Hand, daß die Bedingungen dafür, daß Kinder solche Eigenschaften erwerben können, in unserer Gesellschaft nicht sehr günstig sind. Ich möchte nur die Kälte und Unpersönlichkeit moderner Industriegesellschaften erwähnen. Auch die Familie und die Lebensumwelt der Kinder hat nicht mehr die Verlässlichkeit und Wärme vorindustrieller Gesellschaften, ohne daß ich diese Lebensverhältnisse verklären möchte. Aber beispielsweise die hohen Scheidungsziffern zeigen, daß viele Kinder Trennungserfahrungen machen müssen, die sie nachhaltig an der Verlässlichkeit und Stabilität ihrer Umwelt zweifeln lassen. Doch auch in einer Scheidungsfamilie oder bei einer alleinerziehenden Mutter gibt es die Möglichkeit, daß beim Kind durch positive Erfahrungen ein stabiles prosoziales Selbstbild entsteht.

Die Entwicklung eines prosozialen Selbstkonzepts kann in der Erziehung unterstützt werden. Als erfolgreich hat sich die Attributionsmethode erwiesen. Schulkindern wurde z.B. mehrfach gesagt: "Du bist ein ordentlicher und sauberer Mensch, der keinen Abfall herumliegen läßt". Durch diese Kommunikation wurde das Selbstkonzept der Kinder beeinflusst, ihr Sauberkeitsverhalten in der Schulklasse verbesserte sich. Die Attributionsstrategie erwies sich als wesentlich effizienter als der Versuch, die Kinder durch Befehle, Ermahnungen und Überredungsversuche zu mehr Ordentlichkeit zu bringen. Dieses Konzept kann auch auf Hilfsbereitschaft übertragen werden, also, daß positive Zuschreibungen vorgenommen werden: "Du bist doch ein Kind, das anderen hilft." und "Ich bin sicher, daß du einem anderen Kind hilfst, das deiner Hilfe bedarf."

Bei der Herausbildung eines solchen Selbstverständnisses sind das Vorbild und das gute Beispiel der Bezugspersonen von großer Wichtigkeit. Es ist noch nicht ganz geklärt, weshalb der Einfluß des Modells so groß ist. Aber man kann annehmen, daß drei Aspekte dabei von Bedeutung sind:

- · Ein Modell zeigt eine Verhaltensmöglichkeit, an die der einzelne vielleicht noch gar nicht gedacht hat.
- · Ein positives Modell macht sozial erwünschtes Verhalten bewußt. Es zeigt, was jeder Mensch tun soll, wenn er als positives Mitglied der Gesellschaft gelten will.
- · Durch die Konsequenzen der Hilfsbereitschaft (Freude, Belohnung, gutes Gewissen) erfährt der Betreffende, daß dieses Modell des Verhaltens attraktiv und nachahmenswert ist.

Voraussetzung für das Modell-Lernen ist, daß die direkten Bezugspersonen Altruismus in Wort und Tat verwirklichen, denn nur dann können sie als Vorbild dienen. Nimmt das Kind dagegen in dem konkreten Verhalten Egoismus und Heuchelei wahr, so wird es sich eher daran orientieren als an ihren Worten. Bei den Vorbildern wird vor allem das Handeln wahrgenommen, nicht das Reden. Es ist wichtig, daß das Kind konsistentes Verhalten bei den Personen erfährt, mit denen es umgeht. Wenn das Kind erlebt, daß nicht nur der Vater und die Mutter sich prosozial verhalten, sondern auch die Tante, der Lehrer und die Eltern des Spielkameraden, dann entsteht das, was George Herbert Mead den "generalisierten anderen" genannt hat. Der Erfolg der individuellen Sozialisation und der Aufbau einer individuellen Identität bestehen gerade darin, daß hinter den Verhaltenserwartungen etwa der Mutter an das Kind nicht nur ihre "privaten" Meinungen als "signifikant andere" stehen, sondern Normen, Werte und soziale Verhaltenserwartungen der Gesellschaft, eben des "generalisierten anderen".

Die Entstehung der Fähigkeit zur Empathie hängt mit der übergreifenden Entwicklung des moralischen Bewußtseins zusammen. Diese Frage ist in den letzten Jahrzehnten ein Schwerpunkt der Forschung gewesen (Piaget, Kohlberg u. a.) Diese Diskussion kann hier nicht ausführlich dargestellt werden, es soll nur auf einige, für unseren Zusammenhang wichtige Punkte hinweisen werden. Kohlberg hat gezeigt, daß die moralische Entwicklung über mehrere Stufen von einer Orientierung des moralischen Verhaltens an Strafe und Gehorsam schließlich zur Entstehung individueller Gewissensgrundsätze, also von einer heteronomen zu einer autonomen Moral führt. Es ist anzunehmen, daß die Entwicklung der Empathie einen ähnlichen Verlauf nimmt, daß sich also das Kind beispielsweise zunächst nur altruistisch auf Druck der Eltern verhält, bis es schließlich die Fähigkeit einer eigenständigen Einfühlsamkeit erwirbt.

Eine schwierige Phase in der Entwicklung der Empathie ist die Pubertät, die eine wichtige Stufe in der Herausbildung einer autonomen Moral darstellt. In der Pubertät muß sich der Jugendliche absetzen von seinen Eltern, Erziehern und deren Wertekonzept, um seine Identität in der Abgrenzung von den anderen zu gewinnen. Er ist in diesem Abgrenzungsprozeß darauf angewiesen, Grenzen zu überschreiten und Tabus zu verletzen. In dieser Zeit ist der Jugendliche im wesentlichen mit sich selbst beschäftigt, er schwankt zwischen Allmachtsgefühlen und Versagensängsten und ist in der Regel mit dem Anspruch empathischen Verhaltens überfordert.

Der angemessene Umgang mit Jugendlichen in dieser Phase war immer schon ein großes Problem für Eltern und Lehrer. Bei den hier auftretenden Konflikten ist es von zentraler Bedeutung, daß der Jugendliche, wenn er wegen seines Verhaltens kritisiert wird, nicht das Gefühl hat, als Person in Frage gestellt zu werden. In der Sicherheit, akzeptiert zu bleiben, kann er dann seine eigenen Positionen abstecken. Da unter den heutigen gesellschaftlichen Bedingungen die Lösung aus der Abhängigkeit von den Eltern und Erziehern und der enge Anschluß an die *peer group* häufig schon in der Vorpubertät erfolgt, hat sich das Problem verschärft. Der individuelle Freiraum der Jugendlichen ist groß und die soziale Kontrolle, besonders im städtischen Bereich, gering. Die eher harmlosen Provokationen wie Kleidung, Frisuren, Tattoos oder Piercing lösen heute kaum noch Reaktionen aus, so daß die Jugendlichen nur noch Aufmerksamkeit erregen, wenn sie schwere Grenzverletzungen oder Tabubrüche begehen wie körperliche Angriffe oder fremdenfeindliche und antisemitische Aktivitäten. Diese Taten als Provokationen zu erkennen und die Person des Täters weiter - bei klarer Grenzsetzung - zu akzeptieren, fällt vielen Erwachsenen schwer. Aber auch hier gilt: Nur wer Empathie erfährt, kann sie selber entwickeln.

Didaktische Strategien zur Umsetzung einer Erziehung zur Empathie

Wie läßt sich also die Frage nach den Möglichkeiten einer Erziehung zu prosozialem Verhalten und Empathie beantworten, in konkrete Unterrichtsmodelle umsetzen? Bisher haben wir im Wesentlichen dargestellt, daß es im Rahmen der Entwicklung vom Kind zum Erwachsenen gilt, günstige Bedingungen zu schaffen, Ressourcen zur Verfügung zu stellen oder als Erwachsener ein Vorbild zu sein. Bei Erziehung handelt es sich eher um ein intentionales Verhalten, die Absicht, durch erzieherische Maßnahmen bestimmte Einstellungen und Verhaltensmuster zu vermitteln. Nicht in allen Familien sind die Verhältnisse günstig und die Einflüsse in der modernen Mediengesellschaft bieten nicht nur entsprechende Vorbilder. Es handelt sich heute in Deutschland nicht um eine Gesellschaft mit einem allgemein verbindlichen Normensystem und gemeinsam geteilten Erziehungsvorstellungen. Die deutsche Gesellschaft ist in dieser Hinsicht äußerst heterogen. Sollen nun bestimmte Grundnormen, wie etwa die Hilfsbereitschaft, von denen man glaubt, daß sie für die weitere Entwicklung der Gesellschaft hin zu weniger Gewalt und mehr gegenseitiger Akzeptanz wesentlich sind, vermittelt werden, so kann man nicht darauf verzichten, die sekundären Sozialisationsinstanzen vom Kindergarten bis zur Erwachsenenbildung einzubeziehen, obwohl man sich der damit verbundenen Schwierigkeiten durchaus bewußt sein muß. Für diese Normenvermittlung prosozialen Verhaltens und Empathie scheint eine Affektbildung erforderlich. Die Schulen verstehen sich jedoch vorwiegend als Ausbildungs- und nicht als Erziehungsinstitutionen. Im Mittelpunkt steht Wissensvermittlung statt Bildung und Auslese statt Förderung. Unter diesen Umständen kann nur selten eine empathische Lernsituation entstehen.

Es geht bei der Erziehung zu prosozialem Verhalten und Empathie auch um die Vermittlung kognitiven Wissens, das Einüben von Verhaltensmustern und das Entwickeln und Schärfen individueller Fähigkeiten. Dabei ist zunächst die Schulung der Wahrnehmung notwendig, die Notsituation eines anderen Menschen muß wahrgenommen werden. Es muß entschieden werden, welche Hilfe angemessen ist, ob sie ein einzelner leisten kann oder ob Hilfe zu mobilisieren ist. Das Ergebnis dieser kognitiven Vorgänge ist dann in Handlung umzusetzen. In der Wahrnehmung von Notsituationen sind Mädchen wahrscheinlich auf Grund ihrer Sozialisation besser vorbereitet, während sie mehr Training bei der Umsetzung der Hilfsbereitschaft in Handlung benötigen; sie fühlen sich häufig hilflos, während Jungen oft ihre individuellen Fähigkeiten überschätzen und ihre Grenzen erkennen müssen.

Für das Sichtbarmachen und das Einüben aller drei Stufen - Wahrnehmung, Erfordernis der Hilfe und die Umsetzung in Handlung - eignen sich besonders Rollenspiele. Empathie und der für empathisches Verhalten zentrale kognitive Aspekt läßt sich ebenfalls in Rollenspielen einüben. Hierauf werde ich noch einmal eingehen. Aber auch bei der Behandlung von Konflikten im Geschichts- und Sozialkundeunterricht, bei denen die Schüler abwechselnd unterschiedliche Rollen übernehmen, läßt sich der Perspektivenwechsel üben.

Schwieriger ist es, affektive Lernprozesse zu initiieren. Empathie heißt eben nicht nur, den Perspektivwechsel vornehmen und sich in die Lage des anderen Menschen hineinversetzen zu können, sondern auch emotional zu reagieren.

Dafür geeignete Situationen in unseren Bildungsinstitutionen zu schaffen, ist nicht ganz einfach. Eine Möglichkeit dafür scheint der "Morgenkreis" zu bieten, der in Kindergärten und Grundschulen weit verbreitet ist. Hier haben die Kinder Gelegenheit, ihre Wünsche, Probleme und Ängste zu artikulieren. Dieses Konzept wurde von einigen Schulen erweitert. In regelmäßigen Abständen werden Stunden angeboten, die eine ruhige, meditative Atmosphäre bieten sollen. Die Schüler warten mit geschlossenen Augen entspannt, ob ein Schüler ein Problem ausspricht, das dann gemeinsam durchdacht und besprochen wird. In einer solchen Sitzung äußerte ein neunjähriger Junge seine Ängste, daß ihn die Mitschüler ablehnen und ausgrenzen. Ein anderer Schüler fragte, warum er dies glaube. Im Verlauf des Gruppengesprächs fanden sich ganz einfache Erklärungen für das Verhalten der Mitschüler, die der betroffene Junge als Ablehnung gedeutet hatte. Er erfuhr so, daß seine Angst unbegründet war. Das Gespräch endete mit dem Ausspruch eines Schülers: "Toll, daß du den Mut hattest, deine Angst hier auszusprechen. So konnten wir alles klären." Dies ist ein Beispiel für das Herstellen einer empathischen Situation, die Lernerfahrung ermöglicht, selbst in der Institution Schule.

Es gibt kaum methodische Literatur oder Unterrichtsmodelle zur Erziehung zu prosozialem Verhalten oder zur Empathie. Dies steht in einem erstaunlichen Gegensatz zu dem immer wieder beklagten Feh-

len dieser Eigenschaften bei Jugendlichen. Sind es die Schwierigkeiten des Themas? Ist es die Angst, eine Erziehung zu prosozialem Verhalten könnte verstanden werden als "Erziehung zur Anpassung"?

Die wenigen Versuche, durch pädagogisches Handeln die Fähigkeit zur Empathie zu fördern, beziehen sich auf das Rollenspiel. Dies ist unmittelbar einleuchtend. Für das Rollenspiel ist konstitutiv, daß die Spieler sich in die Rolle eines anderen versetzen, einen Perspektivwechsel vornehmen müssen. Dazu sind bereits eine Reihe erfolgversprechender Versuche unternommen worden. So wurden Kindern Geschichten vorgelesen, in denen Aggressoren, Opfer und Helfer geschildert wurden. Die Kinder sollten die Geschichte nachspielen. Der Versuchsleiter erleichterte den Kindern durch Fragen die Rollenübernahme. Dabei zeigte sich, daß der Trainingserfolg dann am höchsten war, wenn die Rollen mehrfach gewechselt wurden, d.h., jedes Kind sowohl Helfer als auch Opfer spielte.

Mit Studenten wurde der Versuch unternommen, daß die Teilnehmer in einem Rollstuhl einen 25minütigen Weg durch den Campus zurücklegen sollten. Die Erlebnisberichte der Studenten zeigten eine starke Betroffenheit. In einem Bericht heißt es: "Ich hatte Schwierigkeiten mit den Armen, es war schwer, geradeaus zu fahren. Als ich zur Rampe am Studentengebäude kam, versuchte ich hochzukommen. Da stellte ich fest, daß ich es nie schaffen würde. Die Blicke, die die Leute mir zuwarfen, waren sehr interessant und immer gleich. Leute schauen verstohlen zur Seite und dann kurz zu den Beinen. Es scheint ihnen allen etwas peinlich zu sein. Ich bin erstaunt, welche Wirkungen das auf mich hatte. Ich war die ganze Zeit allein, ich habe niemanden getroffen, den ich kannte. Vielleicht liegt es daran, daß ich alles sehr ernst nahm. Ich weiß nur noch, daß mir die Tränen kamen, als ich in dem Fahrstuhl wieder hoch kam."

Selber im Rollstuhl zu sitzen bewirkte bei den Studenten einen radikalen Perspektivenwechsel, sie konnten am eigenen Leibe die Erfahrungen machen, denen Behinderte täglich ausgesetzt sind. Sie waren gezwungen, sich gedanklich mit der Lage des Opfers zu beschäftigen.

Der Rollenspieler wird in die Situation gebracht, die ihn dazu zwingt, so wie der "echte" Rollstuhlfahrer zu fühlen und zu denken. Er erlebt die Situation des Behinderten unmittelbar und hautnah. Es ist anzunehmen, daß eine solche Erfahrung nicht folgenlos bleibt.

Bei allen erzieherischen Bemühungen ist zu bedenken, daß kognitive und emotionale Elemente im Spiel sind. Der rationale Weg des Erklärens und Ermahnens reicht nicht aus. Die Fähigkeit, sensibel für den anderen zu sein und Empathie zu entwickeln, soll ja nicht nur eine rationale Einsicht bleiben, sondern ins psychische System integriert werden. Literarische Texte leisten dies zumeist, denn durch die Identifikation des Lesers mit den Gestalten der Handlung werden sehr häufig die Fähigkeiten der Einfühlung und des Mitleidens hervorgerufen.

Es sollte hier darauf hingewiesen werden, daß Empathie, also die Fähigkeit, sich in andere einzufühlen, die Fähigkeit der Sensibilität für sich selber voraussetzt. Nur wenn ich fähig bin, meine eigenen Gefühle wahrzunehmen, kann ich sie beim anderen bemerken. Deshalb ist eine Schulung der Fähigkeiten des Fühlens, Hörens und Sehens notwendig. Es gibt dazu viele erprobte Methoden, etwa in der Montessori-Pädagogik. Sensibilität befördern bedeutet immer Sensibilität für sich selber und für andere. Auch sollte die Fähigkeit gefördert werden, über eigene Gefühle, Wünsche und Ängste zu reden.

Bei der Erziehung zur Empathie und hilfreichem Verhalten handelt es sich um höchst komplexe Lernziele. Besonders das mehrfach erwähnte Problem, daß es dabei um kognitive, affektive und konative (handlungsbezogene) Ziele geht, die eng miteinander verwoben sind, macht ihre Umsetzung in konkrete pädagogische Strategien so schwierig. Es geht, wie schon Auguste Comte, einer der ersten Autoren, die sich mit dem Problem des Altruismus und der Empathie beschäftigt haben, sagte, um "die Einheit von Gefühl, Verstand und Handeln". Für Comte war das Überwiegen der altruistischen Verhaltensweisen über die egoistischen Kennzeichen und Gradmesser der Sittlichkeit. Dies wurde vor über hundert Jahren geschrieben. Unsere heutige Welt bedarf der Empathie und des hilfreichen Verhaltens, die eng mit Altruismus zusammenhängen, vielleicht noch in einem höheren Maße als das 19. Jahrhundert. Der tägliche Blick in die Zeitung oder die Tagesschau belehrt uns darüber. Der Begriff der Sittlichkeit klingt für unsere Ohren veraltet. Vielleicht sollte man sagen: Empathie und hilfreiches Verhalten sind ein Index für den Stand der Zivilisation. Die Pädagogik sollte es als eine vordringliche Aufgabe betrachten, einen Beitrag zur Förderung dieser Tugenden zu leisten.